

Nach einem heißen mo'rtalen Strich hatten die beiden sich getrennt.
Der Geheimrat ging mit dem nagenben Gefühl, Recht zu haben, das ihm jedoch, wenn auch nur flüchtig, irgendwie schändlich dünkte, daß die hallenden wenig belebten Straßen nach seiner im Westen liegenden Wohnung.
„Gegen die Verabredung“, murmelte er, „gegen jede Spielregel... all die Jahre hindurch!“

Vor seiner Wohnung angelangt, versuchte er lange vergeblich, die Haustür mit dem Weinkelerschlüssel zu öffnen. Als er schließlich in der dunklen Halle stand, war er durchdrungen von der schmerzlichen Ueberzeugung, daß ihm größtenteils Unrecht geschehen sei, nie wieder gutzumachendes Unrecht. Und wenn Hilarius sich morgen nicht in aller Form wegen seines Ausbruchs entschuldigte!

Während so der Geheimrat in schlaflosem Jorn den stillen Wänden sein Leid klagte, irrte der Postdirektor planlos durch die Straßen. Auch in seiner Seele tobte ein unbeschreiblicher Aufruhr, der ihm die Rote der Empörung und Verzweiflung in die heiße Stirne trieb. Das ihm! Das war das Ende einer jahrzehntelangen Freundschaft!
Das Selbstgespräch des alten Herrn dröhnte ihm unheimlichen, abgebrochenen Lauten von den Mauern zurück. „Wer ich konnte doch nicht... dann wäre ja meine Dame nach dem dritten Zuge... Da ha ha!“ Er lachte gelbend auf. „Strafzug mit dem König! Glaube dem Geheimrat wirklich, daß er, Hilarius...? Oh, jetzt begann er sich! Alles war abgekartet gewesen. Seit 23 Jahren hatte der Geheimrat regelgenau gespielt, nur um ihm heute Nacht diesen Schlag verpassen zu können! Wehrend fiel der alte Mann mit geballten Fäusten auf eine Bank am Rande eines Spielplatzes.“

Am nächsten Morgen verließ der Geheimrat nach einer durchwachten Nacht seine Wohnung und machte sich auf den Weg zu Hilarius. Er begriff nicht, wie es gestern Abend zu jenem peinlichen Auftritt mit dem Freunde hatte kommen können.

Die alte Kneipe, der weißhaarige Wirt und der müde Josef erschienen ihm an diesem hellen Wintermorgen wie das Paradies seines Alters. Welch eine Tollheit von ihm, den Postdirektor so herauszufordern! Er beschleunigte seine Schritte und atmete erleichtert auf, als die Wohnung des alten Freundes in Sicht kam. Alles würde bald beigelegt sein, natürlich würde er Hilarius um Entschuldigung bitten!

Auf der Treppe des Mietshauses lief der Geheimrat einem Arzt in die Arme, der ihm flüchtig bekannt war. Er erbat, als der Doktor sich ihm in den Weg stellte. „O Gott, was ist?“ fragte er fassungslos.

„Ich war auf dem Wege zu Ihnen“, erwiderte der Arzt, indem er Reht machte und sich dem alten Herrn anschloß.
„Zu mir?“ fragte der Geheimrat tonlos und wachte in diesem Augenblick alles.

„Ja“, gab der Doktor lachend zurück. „Postdirektor Hilarius ist heute Nacht einem Schlaganfall erlegen... man hat ihn auf einer Bank am Rinderplatz gefunden!“

Neulich bin ich wieder einmal nach langen Jahren in der alten Kneipe gewesen. Sie steht noch immer in dem verborgenen Winkel des westlichen Berlins.

Der müde Josef begrüßte mich. Als er mir die beschiedene Speisekarte brachte, bemerkte ich an einem unfernem Tisch einen alten weißhaarigen Herrn, der mir durch sein merkwürdiges Gebahren auffiel. Er saß zutiefst lächelnd vor einem vollbesetzten Schachbrett und spielte lautmurmelnd gegen sich selbst. Als und zu beugte er sich händereibend zum gegenüberliegenden Stuhl und sagte, vernachlässigend: „Aber ich bitte Sie, ziehen Sie ruhig die andere Figur... es kommt ja gar nicht darauf an!“

„Wer ist denn das?“ fragte ich leise und deutete auf den sonderbaren Alten.
„Josef machte eine verstellte Handbewegung nach der Stirne. „Das ist der alte Geheimrat, der spielt hier jeden Abend mit einem Postdirektor... aber...“ Josef lächelte nachsichtig, „was der Postdirektor ist, der ist schon lange tot.“

Zeusföhlins Glück

Nach einer Erzählung von R. R. Krichlin.
(Aus dem Aufführungsbericht von S. Riedel-Steiglitz.)

Das Glück hatte Zeusföhlin mit nie verlassener Wie er zu sagen pflegte war es für ihn amochlos zu haben, er kam immer trocken

aus dem Wasser. Sehr oft genos er Pasteten aus der Staatskucherei oder Privatbetrieben, und nicht ein einziges Mal ist er davon geküßert. Man gab ihm die Stelle des Kassierers bei einer Genossenschaftsbank; das Schicksal wollte, daß er keine Rokeks Genossenschaftsgelder bei Seite brachte.
Trotzdem wurde ihm sein Abbau angeklagt.

„In diesem Falle“, erklärte mir Zeusföhlin bekümmert, „wird mir nichts helfen. Eritens ist mein Amt wirklich ganz entbehrlich, ich bin eigentlich mehr unnützer Ausgabenposten als diensttuender Angestellter. Zweitens haben wir einen neuen Leiter, der auf meinem Posten zwei seiner alten Mitarbeiter unterbringen will. Mit einem Wort: meine Lage ist hoffnungslos. Kannst Du mich nicht irgendwie verschonen?“

Ich schüttelte den Kopf: „Keine Möglichkeit! In unserem Betriebe sind alle Stellen besetzt. Du weißt selber...“

Zeusföhlin seufzte und ging in ein Kino. Eine Woche später entging ich mit genauer Not den Rädern eines Autos, in dem Zeusföhlin saß. Das Gefährt hielt. Zeusföhlin öffnete den Schlag und rief: „Was hätte Dir schlecht bekommen können. Was mußst du aufpassen. Nun steig ein, ich werde Dich fahren.“

„Es geht Dir wieder gut?“ fragte ich, indem ich mich setzte und heimlich meinen bejammerten Aermel an seinem Ueberzieher abrieb. „Wie hast Du das angestellt?“
„Glück“, antwortete er beiseiden, „ein glückliches Zusammentreffen. Denke Dir: kaum war ich abgebaut, da begann die „Eripaprikahampagne“. Die Einschränkung der Staatsausgaben auf allen Gebieten. Da kam ich wieder hoch.“

„Wie? Was kammst Du davon haben?“
„Was denn? Dazu braucht man doch Leute. Nach drei Tagen war ich von neuem im Amt, mit erhöhtem Gehalt, bei dem ständigen Ausschuß zur Verminderung der Aufwendungen für die Staatsverwaltung. Als Sekretär. Mit dem Recht der Benutzung eines Kraftwagens. Da kann ich klettern. Was in die höchsten Stellen. Wundere dich nicht, wenn du mich eines Tages als Ministerialdirektor wieder siehst.“

„Ich wünsche Dir Glück“, entgegnete ich. „Nebenbei: Kannst Du nicht eine Maschinen-schreiberin einstellen? Sie gehört keinem Verbande an, inbessen...“

„Läßt sich machen. Nur schicke sie nicht gleich, wir sind jetzt bei der Kürzung der Etats. Aber so nach etwa zwei Wochen...“

Die Naja bungarus

Schizze von Max Zimmer.

Als Doktor Wessinger das Mosquitoschiff seines Bettes zurückschlug, hatte das eintönige Klauseln des Regens aufgehört, und die Sonne lag prall auf den geschlossenen Vorhängen seines Zimmers. Ein Fieberanfall hatte den jungen Naturforscher zwei Tage lang an sein Lager gefesselt, das er nun, fieberfrei, aber noch etwas taumelnd vor Schwäche, verließ. Da der Ruf des Doktors nach seinen malayischen Dienern ungehört verhallte, beschloß er, sich durch ein Bad etwas aufzufrischen. Das Zimmer war mit einer Anzahl Gepäckstücke, der Ausbeute seiner Expedition, gefüllt, und als er, leicht schwankend, den Raum durchquerte, stieß er an den langen Bambushorb, der den Fausen krönte. Der Korb glitt, sich überschlagend, nach der Wand, leiste hinab und blieb mit dem Deckel nach unten zwischen Wand und Gepäck eingeklemmt hängen.

Erschrocken klammerte sich Wessinger an der Tür fest, denn der Korb enthielt eine lebende Naja bungarus, die der Doktor nach wochenlangem Mühen in Inneren Sumatras von Eingeborenen erworben hatte. Diese größte aller Giftschlangen, die „Königsschlange“, deren Biß einen Menschen schon nach drei Minuten tötet, gehört zu den gefährlichsten Bewohnerinnen der Sundainseln. Da dieses Reptil in den Aquarien Europas ein seltener Gast ist, hatte sich Wessinger die Aufgabe gestellt, ein lebendes Exemplar mit nach Hause zu nehmen. Der dicht geschlossene Korb, dessen starker Deckel durch versichert war, umschloß eine dreieckige Meter lange Naja bungarus, und der Doktor hatte, damit keine unbefahene Hand diesen „kriechenden Tod“ aus seinem Gefängnis befreite, den Korb in sein eigenes Zimmer stellen lassen, ohne allerdings seinen

Geßgeber, den Assistenten einer Tabakfabrik, über den sonderbaren Inhalt aufzuklären.

Die Erkenntnis, daß der Fall des Korbes nicht die erwartete Befreiung des Reptils bedeutete, gab dem Doktor die Ruhe zurück, und er lächelte über seine Angst. Der kaum geneigte Forscher schloß sich stark genug, den Korb in seine alte Lage zurückzubringen und ließ sich noch einmal nach seinen Dienern. Da sich aber auch diesmal niemand meldete, begab er sich, ohne die Zimmertür zu schließen, in den Baderaum.

Den durchgeschwitzten Schlafanzug vom Leibe werfend, goß er sich das belebende Raß aus einer großen Tonne langsam über Brust und Nacken. Die lauen Güsse zeitigten sehr bald die gewünschte Wirkung, und sich wohlighend ließ Wessinger den Schöpfbeimer in die Tonne gleiten, um sich wieder dem Eingange zuzuwenden.

Der Anblick da löste ein plötzliches Schwächegefühl in ihm aus: mit weitgeöffneten Augen starrte er auf das Bild im Rahmen der Tür und kalter Schweiß bedeckte seine Stirne. Auf dem Schlafanzug lag der zusammengerollte Leib einer Schlange, der Kopf richtete sich wie in Angriffsstellung empor. Die kalten Augen starrten auf den Erschrockenen, und die gepaltene Zunge war in fortwährender Bewegung.

Wessinger hatte während der gefährlichen Expeditionen mehr als einmal ungewöhnlichen Mut bewiesen, hier aber im engen Räume nur wenige Schritte von der todbringenden Schlange entfernt, waffenlos und unbekleidet, erlag er zum ersten Mal dem lähmenden Gefühl der Todesangst.

Unfähig, einen Entschluß zu fassen, hasteten seine weit geöffneten Augen wie hypnotisiert an dem wachsam und dauernd sich wiegenden Kopf des giftigen Burmes. Ein atemberaubendes Kältegefühl, das ihn schüttelnd frostähnlich überfiel, und eine Jahrreihen hörbar aufeinandertrieb, entriß ihn endlich seiner Gedankenleerung und der überlebensbedrohenden Bedrohlichkeit der Schlange. Die Schlange, die er so blickt, ließ sich nicht mehr als eine Schlange betrachten, sondern als ein lebendes Wesen, das ihm die Freiheit aus seiner gräßlichen Lage abwog. Ein schneller Blick nach dem über seinem Kopf befindlichen Luftloch schaltete den Gedanken einer Flucht auf diesem Wege sofort aus; es war zu eng.

Wessinger zog sich langsam gegen die Rückwand des Raumes zurück und bemerkte dabei, wie das aus Rotang und Bambus bestehende Flechtwerk auf dem Boden schon einen Fuß breit vor der Wand entsetzte. Das brachte ihn auf den Gedanken, diesen gitterartigen Bodenbelag als Schutzwehr gegen den drohenden Tod dort auf der Schwelle zu benutzen. Da der Gitterrost schmaler und kürzer als der Raum gehalten und von keinem schweren Gegenstand belastet war, lag das Gelingen seines Planes durchaus im Bereiche der Möglichkeit. Eine Bewegung des Belagerten löste jedoch bei seiner Gegnerin ein leises, warnendes Zischen aus, und dieses Zeichen ließ den Doktor sofort zur völligen Bewegungslosigkeit erstarren. Im selben Augenblick vernahm sein Ohr aus der Richtung der am Ende des Gangs befindlichen Küche den Laut menschlicher Stimmen. Wie sich später herausstellte, waren seine Diener und der gelbe Vorderschiff der Rokoköpfe vom Leiter der Plantage in die Trockenschuppen kommandiert worden und so eben zurückgekehrt. Die Nähe menschlicher Hilfe bedrohte den Doktor zu einer lauten Behauptung seiner gefährlichen Lage; er schrie verzweifelt um Hilfe.

Einige Sekunden später trennte ein aus der geöffneten Rückwand geschleudertes Parang (Hiebmeißel) dem Reptil den drohend erhobenen Kopf vom Rumpfe.

Im nächsten Augenblick füllte sich der Baderaum mit den Dienern des Doktors, die ihren vom Erlebnis der letzten Viertelstunde stark mitgenommenen Herrn mitlarm der Schlange im Triumph in sein Zimmer trugen. Der erste Blick Wessingers galt dem bisherigen Gefängnis seiner Bedrängerin und ein ungläubiges Staunen meiste seine Augen, denn der Korb befand sich völlig unverändert noch genau in derselben Lage, wie er von ihm verlassen worden war. Nicht die Naja bungarus also hatte ihn, wie er mit Bestimmtheit annahm, durch eine schadhafte Stelle in den Gang gedrungen, die Ursache eines Erfolges wurde, das den Doktor in den nächsten Tagen noch mehrere Male aus dem Schlafe schreckte.

Verantwortlich: S. Seimelmann, Altana-Druck und Verlag: P. A. S. A. N. Altana.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altanaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 48

Samstag, 3. Dezember

1927

Das Schloß am Meer

Schizze von Liesbet Dill.

Es regnete in Strömen, als die Gräfin ankam. In Pelze verpackt, schwerfällig entstieg sie dem Wagen, von ihrem weißhaarigen Kammerdiener unterstützt, ging sie die treppchenbelegten Treppen der Villa hinauf. Einen ersten Blick warf sie auf die Gemälde der Halle. „Das ist sehr, sehr gemütlich hier“, hörte Annie sie zu ihrem Diener sagen, der mit Gepäckstücken beladen hinter ihr herstieg. „Fast wie bei uns daheim.“

Schwer rheumatisch auf ihren Stock gestützt, ging sie durch die gemieteten Räume und freute sich über die Blumen, die Annie überall verteilt hatte. Annie brachte den Tee und den frischen Toast selbst herauf. Dabei erzählte ihr die Gräfin viel von ihrem Schloß an der englischen Küste und ihrem Leiden, das sie zwang, ein so reizendes Heim zu verlassen und mitten im Winter in ein Bad nach Deutschland zu reisen. — Am anderen Morgen fand Annie auf ihrem Frühstückstisch eine große Bonbonnière mit kandierten Früchten. Von nun an war die Freundschaft geschlossen. Jeden Morgen, nachdem die Gräfin ihr Bad genommen und die Wäsche sie bearbeitet hatte, bat sie Annie herauf. Sie mußte ihr beim Frühstück Gesellschaft leisten. Die Gräfin nahm Anteil an dem Schicksal der beiden Frauen. Annie, von einer ernen, gemäßigten und vielleicht zu ängstlichen Mutter streng erzogen, öffnete der alten Dame ihr Herz. Sie hatte vor einigen Jahren plötzlich ihren Vater verloren, das Vermögen war in dem Bankrott des Bankes beinahe ganz gegangen. Deshalb verließ sie die Mutter eine Etage ihrer Villa an Fremde. Annie und ihre Mutter machten alle Arbeit selbst. So konnten die beiden Frauen wenigstens in ihrem Haus bleiben.

Annie war seit ihrer Schulzeit noch nie aus der Stadt heraus gekommen. Sie war gerade siebzehn Jahre alt, groß und schlank. Mit ihrem goldblonden Haar und den großen, blauen Augen, mit ihrer Lebensmüdigkeit und Offenheit war sie allen Gästen des Hauses sympathisch. Die Gräfin aber hatte sie vom ersten Tage an gewonnen. „Ich nehme Sie nach England mit, als meine Gesellschaft. Sie sollen sehen, wie Ihnen das Leben drüben gefällt.“ Annes Augen leuchteten bei den verlockenden Erzählungen, aber sie antwortete traurig: „Ich kann meine Mutter nicht allein lassen...“ „Auch das machen wir schon“, sagte die alte, energische Dame. Sie hatte sich in diesen Plan verliebt. Das junge Mädchen sollte endlich etwas von ihrem Leben haben. Es kostete große Mühe, die Mutter umzustimmen. Sie wollte Annie nicht fortgeben. „Du kennst nichts von der Welt“, sagte sie zu ihrer Tochter, „es sind fremde Leute, und ich kenne das Haus nicht.“ „Aber Du kennst doch die Gräfin. Ist sie nicht entzückend? So lebensmüdig. Und wie sie uns verwöhnt...“ Das war richtig, denn es verging kein Tag, ohne daß der Diener etwas brachte. Ein Buch, eine Theaterkarte, Obstkörbe, Blumen für die Mutter. So kam es, daß, als die Gräfin nach beendetem Kur abreiste, Annie mitging, begleitet von dem alten Diener. Der sorgte unterwegs für alles. Sie bekamen gute Plätze auf dem Schiff; bei Sturm fuhr sie über den Kanal. In Dover stand schon ein Auto bereit, das sie aufnahm und auf breitem Weg an der Küste entlang führte. Hoch und stattlich stand das Schloß am Meer, im Schutze der Dünen, einsam und von Felsen umgeben, innen mit solidem Luxus ausgestattet. — Die Kammer brannte, rasch wurden die Möbel von ihren grauen Schutzhüllen befreit, das Ganze sah nach etwas „eingemotet“ aus. Die Köchin war noch nicht da. Der alte Diener besorgte morgens das Frühstück und brachte, wie half ihm dabei. Von ihrer Siebelzimmer aus sah sie das brandende Meer

Wille und Tat

Es gleiche dein Wille der Saat, Versetzt in fruchtbarer Erde, Doch laß' ihm entwachsen die Tü. Daß eine Ernte dir werde.

Denn Wille und Worte sind leer, Seid sie nicht Antrieb zum Handeln, Leicht wiegen die beiden, und schwer ist, sie in Taten zu wandeln.

Verträumst du die Zeit ohne Ruh, Und läßt in Worten sie steden, So bleibst deine Saat ohne Schutz Und kann den Keim nicht erwecken.

Alexander v. Gleichen - Ruffourm.

vor sich und weit umher Dünen und Heide. Eine starke Brise umwehte das einsame Schloß. Abends, wenn Annie neben der Gräfin vor dem lodernen Kaminfeuer saß und ihr voras, kam sie sich wie verzaubert vor. „Sobald das Wetter klar ist, fahren wir nach London. Dann zeige ich Ihnen dort den Tower, die Museen und alles, was Ihr Herz begehrt.“ Vorläufig umhüllte ein Nordost das Schloß, und es regnete Tag für Tag.

Am ersten Abend hatte Annie einen sonderbaren Traum. Sie sah von der Galerie auf die Diele herab, wo der Teetisch stand, mit frischen roten Rosen geschmückt und für drei Personen gedeckt. Es wurde ein Gast erwartet, die Gräfin sah im Lehnstuhl am Feuer und war eingekleidet. Plötzlich hörte sie ein Auto heranfahren, eine Tür ging auf, und der alte Kammerdiener führte steifbeinig und feierlich einen großen, schwarzgekleideten Herrn herein. Die Gräfin erwachte, sprang mit jugendlicher Elastizität auf, ging raschen Schrittes, ohne ihren Stock zu benutzen, dem Gast entgegen und begrüßte ihn freundlich. Hinter ihm stand der alte Diener und lächelte höhnisch.

Wie komme ich darauf, so etwas zu träumen? dachte sich Annie. Das Regenwetter war dem Schicksal der Gräfin sehr ungünstig; sie lag viel zu Bett. „Armes Kind“, bedauerte sie Annie. „Ich kann leider nicht mit zur Stadt. Ich habe meinen Freunden geschrieben, daß Du über Sonntag nach London kommst. Sie holen Dich in ihrem Auto ab. Morgen um fünf zur Teestunde wird der Konsul hier sein.“ Am anderen Nachmittag, als Annie sich gerade ankleidete, um abends die Londoner Oper zu besuchen, hörte sie ein Auto anfahren. Gleich darauf rief der Gong zum Tee. Als sie auf die Galerie trat, welche die Diele umfloss, sah sie unten den gedachten Teetisch stehen. Er trug rote Rosen und drei Bedeckte. Sie sah die Gräfin und einen großen stattlichen Herrn mit rotem Spitzbart in lebhafter Unterhaltung am Kamin stehen. Ihr Blick fiel auf den Stock der Gräfin; der stand an ihren Sessel gelehnt, unbenutzt. Das fiel ihr auf...

Sie ging hinunter. Der Konsul war allein gekommen, wegen des schlechten Wetters. Seine Frau und seine Tochter freuten sich schon auf Annie. Man setzte sich zum Tee, und der Freund der Gräfin, der lange in Saigon gewesen war, erzählte fesselnd von dem eleganten, eigenartigen Leben dieser internationalen Dajenshab. Um sechs Uhr brachen sie auf. „Wir haben Gäste zum Diner“, sagte er zu Annie, die ein Fieber der Erwartung in sich fühlte. Als sich die Türe des Wagens schloß und sie sich noch einmal umfah, war die Gräfin nicht mehr am Fenster. An der Tür stand der alte Diener und sah ihr mit eigentümlichem Lächeln nach. Dann entfernte sich der Wagen in der Richtung nach London im prächtigen Regen, und dumpfes Meeressausen erscholl. Die

Brandung tobte wild und stark, Annes Herz klopfte ebenso dumpf, und sie dachte wieder: Weshalb lächelte der Alte so seltsam?

Annes Mutter konnte trotz der begeisterten Briefe ihrer Tochter eine unbestimmte Angst nicht los werden. Es war ihr immer, als habe man sie gewaltiam von der Tochter getrennt. Eines Tages hörten die Nachrichten aus England auf. Als nach acht Tagen immer noch kein Brief eintraf, ging sie zu einem ihr bekannten Konsul und bat ihn, Erkundigungen einzuziehen. Der Konsul erfüllte ihren Wunsch sofort und brachte nach acht Tagen die Antwort: das Schloß am Meer sei augenblicklich unbewohnt. Es gehörte allerdings einer Gräfin desselben Namens, die sich aber seit Oktober auf einer Weltreise befände, ihr Schloß abggeschlossen und ihre Dienerschaft entlassen habe. Kürzlich seien die Köchin und der alte Diener auf kurze Zeit in das Haus zurückgekehrt, um nach dem Rechten zu sehen, und beide hätten es bald darauf wieder verlassen, ohne Adressen anzugeben. In dem Haus wohne jetzt niemand mehr. Von einem jungen Mädchen hätte niemand etwas gesehen. Weder von ihrem Kommen noch von ihrem Verschwinden.

Einsam und vom Meerwind umheult stand das Schloß am Meer in der Heide. Von einem grauen düsteren Himmel regnete es auf die Erde herab, als wollte er das Geschick eines Menschenkinde bejammern.

Wo das Auto in der Richtung nach London geblieben war, wußte keine Behörde, kein Polizist zu sagen. Es fuhrten so viele hundert Autos im Regen des Abends zur Stadt...

Der Hausmeister

Von J. P. Walje.

Berechtigte Uebertragung aus dem Holländischen von Willy Blocher.

Der Privatdetektiv Jack O'Neill, der sich durch erfolgreiche Behandlung vieler Fälle einen guten Namen gemacht hatte, las das anonyme Schreiben, das ihm sein Besucher, Mr. Bearsch, ein bekannter Vorleser, überreicht hatte. Es lautete:

„Heute Abend wird bei Ihnen eingebrochen werden. Keine Polizeimacht der Welt, kein Jack O'Neill wird verhindern können, daß ich mein Vorhaben ausführe.“ Mit verächtlichem Achselzucken gab der Detektiv seinem Besucher den Brief zurück. „Nehmen Sie solchen Wächern ernst, Mr. Bearsch?“ fragte er. „Finden Sie es nicht selbst lächerlich, daß jemand einen geplanten Einbruch vorher ankündigt? Glauben Sie nicht, daß irgend ein Spähpögel von der Börse Ihnen einen kleinen Schreck einjagen will?“

Mr. Bearsch hülfte nervös. „Das ist natürlich möglich, Mr. O'Neill, aber... ich gehe gerne sicher. Dazu kommt noch, daß der Eindrehen gut informiert ist und den geeignetsten Zeitpunkt für seinen Einbruch gewählt hat, denn gerade heute habe ich einen sehr großen Betrag von Coupons eingelöst. Die Summe liegt in meinem Geldschrank und würde eine schöne Beute für den Schurken sein. Ich bitte Sie darum, mit Ihrer Hilfe nicht zu verjagen.“

„Aber warum wenden Sie sich nicht an die Polizei? Die könnte Ihnen, wenn nötig, ein ganzes Heer von Beamten schicken, sobald ein Einbrecher gänzlich unmöglich sein würde, sein Vorhaben auszuführen.“ „Ich fürchte, daß die Polizei es ebenso wie Sie als einen Unn auffassen wird, und außerdem... habe ich mehr Vertrauen zu Ihnen als zu den Beamten.“

„Um. Nun, wenn Sie darauf bestehen, dann werde ich heute Abend und heute Nacht Ihren Geldschrank bewachen. Um geht Ihr werde ich — in Verhummung — zu Ihnen kommen, Mr. Bearsch.“

